
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 235 Bromberg, den 13. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In demselben Augenblick trat Graf Ugo ein, der Irene gesucht hatte, und eilte auf sie zu.

„Sie hier, Irene?"

„Ja!" lachte die Künstlerin. „Wundert Sie das?"

„Allerdings, das wundert mich sehr. Bei einem Glase Bier ... Irene, ich bitte Sie!"

„Ach, da gibt's nichts zu bitten! Es war mir drüben so langweilig, drum ging ich herüber. Es ist nicht das erste Mal."

„Unfaßbar!"

„Wieso? Oh, ich habe mich hier immer ausgezeichnet unterhalten. Der Sohn des Wirts ist ein Plauderer, der manchen einsteckt. Wirklich; ich habe gern mit ihm geschwatzt."

„Mit diesem Bauernlümmel?"

Das sagte Graf Bossewitz ganz leise, aber er rechnete nicht mit den guten Ohren Rudis.

Rudi warf einen Blick nach dem Tisch. Irene sah ihn und ahnte Unheil. Sie wurde unruhig.

Rudi schenkte das Glas Bier ein, setzte es dem einen Gaste hin, dann trat er zu dem Tisch Irenes, an dem Graf Ugo immer noch stand.

„Mein Herr!" sagte er kalt zu dem Grafen Ugo. „In unserem Gasthaus ist es üblich, daß jeder Gast, der diesen Raum betritt, grüßt. Denn es verkehren hier anständige Menschen, nicht Trampel!"

„Was fällt Ihnen ein?" brauste Graf Ugo auf. „Wissen Sie, wen Sie vor sich haben?"

„Wen ich vor mir habe? Einen unverschämten Flegel, der sich erdreistet, mich, Rudolf Lenz, Sohn des ehrbaren Peter Lenz, einen... Bauernlümmel zu nennen."

„Ja... das sind Sie... das sind Sie!" schreit Graf Bossewitz, der einen roten Kopf vor Wut kriegt.

Da geht Rudi zur Tür und reißt sie weit auf.

„Darf ich bitten...!" sagt er scharf. Mucksmäuschenstill ist es in dem Lokal.

„Was fällt Ihnen ein? Ich gehe, wann ich will ...!"

„Nein!" sagt Rudi mit starker Stimme. „Nein, wann ich will ... raus!"

„Denken Sie, Lümmel, daß Sie mir damit imponieren? Ich verbitte mir diesen Ton!"

„Raus!" ruft Rudi abermals, und Peter Lenz, sein Vater, sagt kein Wort dagegen.

„Das kommt gar nicht in Frage! Ich bleibe!" Graf Ugo setzt sich an den Tisch.

„Herr!" spricht Rudi und seine Stimme ist ganz beherrscht. „Wenn Sie nicht binnen einer Minute unser Lokal verlassen haben, dann lehre ich Sie fliegen, aber ohne Propeller."

Im Lokal ist absolute Stille.

Die Minute vergeht.

Dann tritt Rudi von der offenen Tür zum Tisch. Ohne ein Wort zu sagen, hat er den Grafen Bossewitz hochgerissen, hat ihn unterlaufen und hebt ihn aus. So sehr sich Graf Ugo auch wehrt, Rudi trägt ihn wie ein hilfloses Bündel hinaus zur Tür und setzt ihn draußen auf die Stufen, die in den „Ochsen" führen, nieder.

Ziemlich unsanft!

Dann schlägt die Türe scharf zu.

Graf Ugo sitzt einen Augenblick wie gelähmt, dann packt ihn rasende Wut, er möchte in das Lokal zurückstürzen.

Aber er überlegt es sich und geht, ziemlich derangiert, zurück in den „Grünen Kranz", wo man bestürzt von dem tätlichen Angriff auf den Generaldirektor hört. Natürlich hat Graf Ugo den „Bauernlümmel" unterschlagen.

Rudi aber tritt wieder in die Gaststube. Die Gäste stehen restlos auf seiner Seite und empfangen ihn mit Beifallskundgebungen.

Rudi geht zu Irene.

„Verzeihung, gnädiges Fräulein! Man tut das nicht gern. Vielleicht habe ich Ihnen besonders wehe tun müssen, weil's Ihr guter Freund war, aber ... Sie sind Berlinerin ... man sagt von den Berlinern, daß sie ehrliche, gerade Herzen haben . . sagen Sie, konnte ich als Mann anders handeln?"

Irene sieht ihn offen an, dann sagt sie fest: „Nein, Herr Lenz! Sie haben richtig gehandelt und mir imponiert! Graf Bossewitz hat sich miserabel benommen."

Die Gäste sind von Irene begeistert.

„Ich habe nun keine Lust mehr, länger im „Grünen Kranze" zu wohnen. Wie ist es, Herr Lenz, haben Sie für mich noch ein Zimmer frei?"

Eigentlich ist keins frei, aber Rudi beschließt, ein paar Tage auf dem Heuboden zu schlafen.

„Wird gemacht, Sie kriegen ein schönes Zimmer, gnädiges Fräulein. Und Ihr Gepäck? Wünschen Sie, daß wir es holen?"

„Wollen Sie das?"

„Aber gewiß!"

„Ich werde es Ihnen holen!" wirft Onkel Otto ein, der sich über den Neffen herzlich gefreut hat. „Fräulein Magda begleitet mich. Nicht wahr, Magda, Sie packen alles ein? Sie schreiben mir nur ein paar Zeilen, gnädiges Fräulein."

Das tut Irene, und nach wenigen Minuten ziehen Onkel Otto und Magda fidel ab.

Drüben finden sie alles in größter Aufregung.

Frank ist peinlich berührt, Frau Antonie überschüttet Onkel Otto mit häßlichen Worten.

Onkel Otto hört nicht auf sie, sondern sagt: „Herr Käsebier ... hier ist eine Nachricht von Fräulein de Larma. Ich will die Rechnung bezahlen und dann die Sachen herüberschaffen. Fräulein de Larma gefällt's bei uns besser, sie will bei uns bleiben."

„Wir geben die Sachen nicht heraus!" wettert Frau Antonie. „Das ist eine Frechheit von euch! Ihr zwingt sie nur! Die Polizei soll sich hineinmischen."

Da fällt Magda grob ein, o sie kann's auch! „Die Polizei, schreien Sie das nur nicht so laut, Frau Kääääsebier ... die soll sich erst mal um den Klub im „Grünen Kranz" kümmern. Da wird sie sich sicher wundern."

„Was fällt Ihnen ein, das zu behaupten?" keucht Frank

„Was die Spatzen von den Dächern pfeifen, daß der Klub eine Spielhölle ist. Na, das ist Ihre Sache, der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Jetzt wollen wir die Sachen! Onkel, Sie bezahlen inzwischen die Rechnung."

Frau Antonie will sich immer noch weigern, aber Frank setzt es durch, daß sie schweigt, Frank führt Magda selber aufs Zimmer, wo sie alles zusammenpackt, und dann verläßt sie zusammen mit Onkel Otto das Hotel.

In rasender Wut bleibt Antonie zurück, Frank steht mit finsterem Gesicht bei ihr, der Portier, noch nicht lange engagiert, lächelt wissend.

„Das Frauenzimmer . . . das Frauenzimmer . . .!"

„Hat recht!" sagt Frank, leise, bitter. „Der Krug geht solange zum Brunnen, bis er bricht. Ja, ja . . . sie hat recht! Wir müssen ganz stille sein. Das sage ich dir, lange mache ich den Zauber nicht mehr mit."

„Du bist ein Narr! 38 Flaschen Sekt haben wir heute schon an den Klub verkauft."

„Wir verkaufen unsere Anständigkeit damit!"

„Das ist schon was Recht's."

*

Der „tätliche Überfall" auf den Kurdirektor bewegte die Bürgerschaft sehr.

Es wurde eine große Bürgerversammlung einberufen, in der der Bürgermeister von dem ungeheuerlichen Geschehnis erzählte, das dem Kurdirektor im „Ochsen" passiert war.

Ungeheure Entrüstung, Pfui-Rufe.

Dann spricht Graf Ugo selber, er schildert die gewaltige Entwicklung, die Bad Pulkenau genommen hat, bringt Berichte über die AG., die so glänzend sind, daß alle begeistert zuhören.

Er schildert ferner, daß er es durchgesetzt hat, daß die Autostraße dicht an Pulkenau vorüberführen wird, und zum Schluß setzt er als Trumpf auf, daß der 23. deutsche Kriminalistenkongreß diesmal in Bad Pulkenau stattfinden werde.

Er spricht von seinem Schaffen, daß ihm seine Aufgabe Freude mache, man dürfe seine Kräfte auch einmal einer kleinen Stadt zugute kommen lassen, er spricht von der erhöhten Prosperität der Geschäfte in der Stadt. Der letzte Arbeitslose sei untergebracht.

„Und das ist der Dank für alles Mühen, daß sich der Sohn des Ochsenwirts erlaubt, sich so schamlos an mir zu vergreifen! Das ist der Dank, daß der Ochsenwirt dabeigestanden hatte und nichts unternahm, mich zu schützen? Prägen Sie sich den Namen Peter Lenz und den Namen seines würdigen Sprößlings Rudi Lenz ein. Sie kämpfen gegen den Aufstieg der Stadt Pulkenau. Sie wollen, daß Pulkenau eine klägliche Ackerbürgerstadt bleibt, daß sie ihre großen Chancen nicht ausnützt. Sie weigern sich, einzurücken, sie weigern sich, den Nußbaum wegnehmen zu lassen, der den Markt in grotesker Weise einengt und ganz kleinstädtisch macht, er sorgt dafür, daß die Umgebung ihren Markt im „Ochsen" abhält, daß das Stadtbild jeden Mittwoch durch die vielen Fuhrwerke verschandelt wird. Aber war lassen uns das nicht länger gefallen. Unser Prozeß steht gut, steht ausgezeichnet. Der Ochsenwirt wird verurteilt werden, wir setzen die Enteignung durch!"

„Bravo . . . bravo!"

„Wir werden dem Ochsenwirt auch die Abhaltung des Marktes verbieten. Der Saal ist für solche öffentliche Abhaltungen nicht zugelassen. Es wird der letzte Markt sein!"

„Bravo . . .!"

Der Bürgermeister spricht, nachdem der Beifall verrauscht ist, und sagt beinahe dasselbe. Nach ihm reden noch andere Bürger, die sich einig sind in der Verurteilung des Ochsenwirts und seines Sohnes.

Da meldet sich die Mutter Schimmelroß zu Worte.

Stimmen des Widerspruchs werden laut. „Ist ja keine Bewohnerin von Pulkenau! Was will die hier?"

Andere rufen: „Reden lassen!"

Und Mutter Schimmelroß spricht.

„Ihr Leute!" beginnt sie. „Ich will euch mal was sagen! Det man eenen Bauernlümmel nennt, det kommt vor. Wenn mans tut, ohne Jrund, denn ist et eene jroße Jemeinheit. Und det hat der Herr Jeneraldirektor jetan!"

Aufregung.

„Jawoll, ick habs selber jehört, wie er zu det Freilein, ohne det der Rudi een Wort jesagt hat, sagte: „Wir könn' Sie sich mit dem Bauernlümmel untahalten!" Det hat er jesagt! Da sind ville Zeujen da! Und det ihm der Rudi erst det Lokal verboten hat, und er hat sich jeweigert, und nach eene Minute Zeit hat ihm der Rudi rausgeschmissen, det is ooch wahr! Ihr Leite! Det jeht doch nich, det eener een andern unbescholtenen Mann so ohne weiteres janz schlimm beleidigt. Det läßt sich doch keener jefallen! Ick sare nur . . . so müßte jeder Mann handeln, wenn er noch Mark in die Knochen hat! Jawoll!"

Peinliche Stille. Zwischenrufe.

„Und denn will ick noch wat saren . . . wenn ihr bei uns nich mehr in'n Ochsen unsern Markt abhalten läßt, denn wird aus unserem Dorfe und aus die anderen Dörfer keen Luder mehr in die Stadt kommen und aus eure Jeschäfte een bisken koofen! Denn jehen wir allesamt nach Balin zu Tietz'n und lassen uns von dort alles kommen! Det sare ick nu! Unser Jeld ist ooch keen Dreck! Det eure Stadt nu een noblichter Kurort jeworden ist, immazu, die Welt jeht vorwärts, ihr dürft deswejen aber nich jleich den Jrößenwahn kriejen! Denn macht ihr Dummheiten! Jawoll!"

Damit schloß die fulminante Rede, und man mußte gestehen, daß sie nicht schlecht wirkte.

Endlich wurde einmal die Wahrheit öffentlich ausgesprochen, daß Graf Ugo selber schuld war, und die Drohung des Boykotts wirkte auch nicht schlecht.

Statt aber nun einzulenken, tat der Bürgermeister das Dümmste, was er tun konnte. Er versuchte, die Mutter Schimmelroß quasi als Lügnerin hinzustellen und sagte zum Entsetzen der Geschäftswelt, daß Pulkenau die Umgebung nicht brauche. Die Geschäftsleute pfiffen auf die Kundschaft . . .!"

Aber da konnte er nicht weiterreden, denn der Sattlermeister Keller sprang auf und rief Kirsch erbost zu: „Justus . . . was redste für Blödsinn!"

Allgemeines Gelächter.

Hin und her ging es, alle Bande der Ordnung und Disziplin wurden gesprengt. Zwanzig redeten auf einmal.

Da schloß der Bürgermeister die Versammlung.

Der Erfolg war recht zwiespaltig. Justus Kirsch merkte, daß er eine große Dummheit gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie sie ihn wiederfand.

Erzählung von Marie Resa Dreihann.

Martha hatte die Fahrt nach der Stadt durchgesetzt. Sie hatte Eltern und Bräutigam von der Notwendigkeit verschiedener Besorgungen überzeugt. Aber es war eigentlich nur der Brief, der sie verlockt hatte. Erst im Abteil des Zuges fühlte sie sich sicher. Kein Mensch konnte sie zurückhalten. Es gab keine Umkehr, auch wenn sie selbst gewollt hätte. Und sie hatte gewollt — so wankelmütig ist der Mensch.

Martha setzte sich an das Fenster, sah ein bißchen hinaus, fand es sehr schön, alles Bedrückende hinter sich lassen zu können. Das Leben, das sich gestern voller Verwirrungen vor ihr aufgetürmt hatte, wog wieder leicht.

Ob Viktor Zeit hatte, auf den Bahnhof zu kommen? Wie mochte er aussehen? Und sie selbst? Hatte sie sich in den zwei Jahren seit dem letzten Beisammensein verändert? Vielleicht fand er sie hübscher. Es war doch noch die Zeit des Erblühens für sie. Vor zwei Jahren war sie vom Studium etwas überangestrengt gewesen, und das Warten, diese alte Qual in einem jungen Herzen, hatte sie ermüdet.

Es hatte mit Viktor so schön angefangen. Sie wußte sich erkannt in ihrem tiefsten Wesen, erkannt —, aber nicht gerufen; das erlösende Wort blieb aus.

Es war nur gut, daß sie daheim nichts wußten; sie hätte die schonende Fürsorge ihrer Mutter nicht ertragen. Berufliche Beschäftigung nahm sie an sich, lenkte sie ab, wurde Gewöhnung, und eines Tages tauchte Fritz Scheller auf. Er arbeitete im selben Bureau; es ging, wie es manchmal geht: Martha und Fritz verlobten sich. Martha schickte Viktor eine Verlobungsanzeige. Als er nicht schrieb, wunderte sie sich nicht weiter. Wir sind einander gleichgültig geworden, dachte sie. Aber sie ertappte sich bei Vergleichen, die sie zwischen Viktor und Fritz anstellte. Verwundert merkte sie, daß Viktor noch immer ihr Wertmaßstab für Menschen war.

Und als nach Monaten ein Brief von Viktor kam, las sie ihn immer wieder. Er rief zu alten Träumen zurück und war voll neuer Verheißungen. Schwindelnder Augenblick, der sie die Bestimmung ihres Lebens erkennen ließ. Wie hatte sie Ansprüche aufgeben können, die mit ihrem Recht auf das Dasein so innig verknüpft waren! Flucht zu Viktor war das einzig Mögliche. Sie mußte ihn wiedersehen. Sie schrieb ihm. Träume häuften sich hoch, kürzten die Fahrt.

Die Landschaft kündete Stadtnähe, bald dunkelte die Einfahrtshalle über dem Zug. Türen flogen auf. Martha wurde weitergetrieben. Sie erschrak, als sie sich am Arm erfaßt fühlte, Viktors Gesicht wiedersah. Sie überließ sich seiner Führung.

Blumen dufteten in nächster Nähe. Viktor hatte ihr ein Bündel Mimosen in den Arm gedrückt.

Er rettete sie beide in das Alltägliche, fragte, erzählte. Sie gingen durch ein paar belebte Straßen; er führte sie, es war ihr gleichgültig, wohin. Sie saßen sich dann an einem weißgedeckten Tisch gegenüber. Die raffinierte Eleganz des Raumes, Licht, Wärme, Glanz gaben Martha ein Gefühl der Entspannung. Sie wurde freier, aufnahmefähiger für Viktors Worte. Hatte sie anfangs nur den Klang der Stimme vernommen, so lauschte sie jetzt den Worten.

„Martha, es ist alles bereit. Du brauchst bloß zu kommen. Wie ich mich gesehnt habe! Ich mußte dir endlich schreiben. Es ließ mir keine Ruhe", begann Viktor jetzt das Gespräch.

Martha lehnte sich zurück, ein glänzender Schein legte sich über ihr Gesicht. Sie hätte Viktors Hand ergreifen und wider ihr Herz drücken können. Doch sie tat wie die anderen, die an den weißgedeckten Tischen in diesem Saale saßen. Sie plauderte heiter gleich den übrigen, aß und trank, wurde ein junger, fröhlicher Gast.

„Weißt du, Martha, ich habe ein wunderschönes Programm gemacht."

„Ach was, Programm!" wehrte sie lachend.

Er ergriff ihre Hand, küßte sie. „So gefällst du mir, Martha. Es kommt nur auf den Augenblick an, er enthält die ganze Glückseligkeit. Bist du auch dahintergekommen, kleine Martha?"

Sie schüttelte den Kopf. „Erzählen sollst du!" bettelte sie. „Ich weiß ja gar nichts von dir."

Die Zeit der Trennung war für ihn voller Bemühungen gewesen. Er war im Bürgerlichen zünftig geworden. Die etwas verwahrloste Jugend lag fenrab. Er fühlte sich zugehörig. Das letzte Jahr hatte Aufstieg, Sicherheit, Ehe gebracht. Diese Ehe war etwas, etwas — er suchte nach einem passenden Ausdruck

Martha hörte ihn gar nicht. Sie saß vornübergebeugt, starr wie eine Steinfigur.

Was sollte das heißen? — Der Mann, dem sie Leben und Schicksal zugetragen, verlangte es ja gar nicht. Ein Glaube zerbrach. Mit übermenschlicher Kraft hielt Martha sich aufrecht. War es nicht die letzte Faser, die getroffen war? Es war nicht mehr Schmerz, den sie fühlte — alles war erloschen.

Viktor hielt im Erzählen inne.

Verdammt, jetzt steckte das Mädel doch noch so tief im Bürgerlichen, daß sie über eine Kleinigkeit, wie etwa das Verheiratetsein, nicht hinauskam! Da hieß es nur, gute Miene zum bösen Spiel machen.

Viktor hörte nicht auf zu erzählen, und Martha war es, die ihn mahnte, daß Zeit zu ihrem Zug sei. Er ließ es sich nicht nehmen, sie zum Bahnhof zu begleiten.

In ihrem Abteil fiel Martha mit dem Kopf auf die Seitenlehne ihres Sitzes. Sie brach in wildes Schluchzen aus und ahnte nicht, daß sie nun erst frei geworden war von einem heimlichen Verbundensein mit einem Menschen, der ihr zufällig begegnet und sie längst vergessen gehabt . . .

Als Martha sich wieder aufrichtete, grüßten draußen aus dem Dunkel die freundlichen Lichter eines Dorfes oder einer kleinen Stadt. Martha nahm ihren Schein wahr, und sie erlebte die heiligen Schauer eines Menschen, der nach schwerer Qual in das Dasein zurückkehrt.

Lohnt sich der Forscherberuf?

Von Sir Ronald Roß.

Der weltberühmte Arzt, Nobelpreisträger und Bekämpfer der Malaria, dem Millionen Leben und Gesundung verdanken, starb in London vor wenigen Tagen. Wir sind in der Lage, hiermit den letzten aus seiner Feder stammenden Beitrag zu bringen, den er kurz vor seinem Tode schrieb.

Die Schriftleitung.

Lohnen sich wissenschaftliche Forschungsarbeiten? Es gibt auf diese Frage zwei Antworten. Erstens: Nichts ist im Interesse der Menschheit lebhafter zu begrüßen als erfolgreiche Forschungen. Zweitens aber: Für denjenigen, der sich diesen Arbeiten unterzieht, kann es nichts Undankbareres geben.

Denken wir doch nur an Kolumbus! Durch seine Forschungen schenkte er der Menschheit eine neue Welt. Aber vom Schauplatz seiner großen Tat schickte man ihn in Fesseln in die Heimat. — Newton konnte durch unermüdliche Arbeit grundlegende naturwissenschaftliche Gesetze aufstellen. Zum Dank gab man ihm einen Posten, den jeder Durchschnittsmensch ausfüllen konnte.

Viele ähnliche Fälle wären hier anzuführen. Greifen wir noch einen heraus, den des Mathematikers Barrow. Der Gelehrte wirkte auf mathematischem Gebiete bahnbrechend. Man dankte ihm dadurch, daß man ihm eine theologische Professur gab, und selbst heute — nach beinahe drei Jahrhunderten — sind Barrows Landsleute sich noch längst nicht über die ungeheuren Verdienste des Gelehrten im klaren.

Seitdem wurden viele große Erfindungen und Entdeckungen zum Nutzen von Millionen von Menschen gemacht, ohne daß die betreffenden Forscher und Gelehrten auch nur den geringsten Lohn, auch nur die geringste Anerkennung von seiten des Staates geerntet hätten, ausgenommen vielleicht einmal mit Hilfe des Patentamts.

Am wenigsten lohnen sich für den Gelehrten selbst Fortschritte auf medizinischem Gebiet. Denn die landläufige Ansicht ist die, Ärzte dürften keinen persönlichen Nutzen aus ihren Arbeiten ziehen. So weigert sich in England die Kommission zur Belohnung von Erfindern, die Ergebnisse von medizinischen Forschungen überhaupt in ihr Arbeitsfeld hinein zu ziehen. Denn — so begründete sie ihre Haltung — die Ärzte seien von jeher so edelmütig gewesen, derartige im öffentlichen Interesse stehende Forschungen kostenlos zu betreiben. Auf der anderen Seite aber zahlt England jährlich große Summen für Forschungsarbeiten, von denen man nicht einmal weiß, ob sie zu einem Ergebnis führen werden. Mit anderen Worten gesagt: Das Land kauft Eier, darunter vielleicht auch faule, aber niemals ausgebrütete Küken.

Vor mehr als einem Jahrhundert schenkte das englische Parlament dem Erfinder der Schutzimpfung gegen Pocken, Edward Jenner, runde 30 000 Pfund, die viel mehr wert waren als der gleiche Betrag heute. Seitdem aber scheint die Volksvertretung jeden Sinn für Wirklichkeit verloren zu haben. Ähnliche Mißstände bestehen auch in anderen Ländern Europas. Ich selbst reichte vor mehreren Jahren für meine Malariaforschungen eine ähnliche Eingabe wie Jenner ein. Aber mein Gesuch erreichte noch nicht einmal das Unterhaus, obwohl ich mich an alle drei politischen Parteien wandte.

Bei der Bekämpfung fast aller anderen schweren Krankheiten ist es dasselbe. Hunderte von Forschern haben ihr Leben der Erforschung und Bekämpfung solcher Seuchen gewidmet, aber nur wenig oder gar keinen Dank dafür geerntet. So war, um ein Beispiel herauszugreifen, die Pest der Schrecken ganzer Erdteile. Vor einigen Jahren konnten einige junge Forscher nach langwierigen Untersuchungen feststellen, daß die Seuche auf einen Bazillus zurückzuführen ist, der durch eine Flohart von den Ratten auf die Menschen übertragen wird. Soviel ich weiß, hat keiner der beteiligten Gelehrten für seine großen Mühen auch nur die geringste Belohnung erhalten. Kurz und gut, ich zweifle daran, ob die Menschen wirklich die vernunftbegabten Wesen sind, für die sie sich selbst halten. Ein Spötter wird antworten: Auf jeden Fall sind sie gerissen genug, andere für sich arbeiten zu lassen, ohne dafür etwas zu zahlen.

Betrachten wir uns den Fall ein wenig näher! Der Staat bezeichnet gewisse Handlungen des Einzelnen ihm gegenüber als Pflichten: Gehorsam dem Gesetz gegenüber, Steuerzahlung, Militärdienst. Denn ohne diese würde die menschliche Gesellschaft einer Herde Schafe gleichen, die sich nicht gegenseitig helfen. Die Gegenleistungen des Staates sind: Schutz des Einzelnen, Gerichtsbarkeit, gesundheitliche Einrichtungen. Der Staat hat aber nicht das Recht, von seinen Angehörigen Sonderarbeiten zu verlangen, zum Beispiel die Verwendung der Zeit des Einzelnen auf wissenschaftliche Arbeiten. Werden diese im Interesse der Allgemeinheit trotzdem geleistet, so müßte der Staat verpflichtet sein, sie entsprechend zu lohnen.

Was die Forschungen mit Hilfe öffentlicher Mittel anbelangt, so bin ich seit langem der Überzeugung, daß sie zu keinen nennenswerten Entdeckungen und Erfindungen führen, da die betreffenden wissenschaftlichen Arbeiter entweder nicht die erforderlichen Fähigkeiten besitzen oder nach einem im voraus bestimmten Plan arbeiten müssen, der zu nichts führt. Unabhängige Forscher dagegen können die Punkte, an denen sie den Angriff gegen das gestellte Problem beginnen, selbst bestimmen, und vermeiden jede unnütze Arbeit, da alles auf ihre eigenen Kosten geht. Die für Forschungsarbeiten aufgewandten öffentlichen Mittel dürften schon auf einem einzigen Gebiete mehr als die 30 000 Pfund betragen, die das Parlament Edward Jenner schenkte, aber ich zweifle sehr, ob die Ergebnisse auch nur annähernd gleichwertig sind. Jedenfalls wird augenblicklich viel Geld für wissenschaftliche Abenteuer ausgegeben, für die Männer ohne großen Erfolg verantwortlich zeichnen.

Ich persönlich trete deshalb dafür ein, daß wissenschaftliche Forschungsarbeiten ihren Ergebnissen entsprechend bezahlt werden. Ich habe es im Privatleben nie anders gehalten. Die Unterstützung von Forschungsarbeiten durch öffentliche Mittel bedeutet nichts anderes als eine Vorauszahlung auf Leistungen, die man nicht kennt. Damit will ich nicht sagen, daß alle derartigen Arbeiten wertlos sind, aber die Gefahr liegt vor, daß sie eher zu nebensächlichen Versuchen führen als zu wirklichen, unabhängigen Forschungen. Fast alle großen Fortschritte und Entdeckungen kamen unerwartet und wurden deshalb natürlich nicht im voraus bezahlt. Der Forscher wird überhaupt kaum Dank für sie ernten. Dafür hat er, wenn seine Arbeiten von Erfolg gekrönt sind, an seiner Leistung selbst seine Freude. Leider kann er sich davon weder für sich noch für seine Familie das nötige Brot und die Butter kaufen.

Wie lange brütet ein Huhn?

Am Jubiläumstage, an dem der gigantisch groteske Millionär-Prozeß Caro-Petschek auf eine dreimonatige Kampfdauer zurückblicken konnte, begab sich etwas Harmlos-Fröhliches. Das im gift- und haß- und hohngeschwängerten Ablauf des Prozesses beinahe erfrischend wirkte.

Justizrat Drucker-Leipzig: „Die Verteidigung Caros braucht zur Formulierung ihrer Beweisanträge länger als eine Henne braucht, die ihr untergelegten Eier auszubrüten."

Professor Alsberg: „Ich weiß nicht, wie lange eine Henne sitzt . . ."

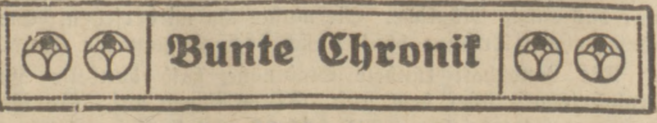
Der Vorsitzende (seit Jahren als leidenschaftlicher Ornithologe gehänselt und geschätzt), rasch einfallend: „28 Tage."

Professor Alsberg (etwas später): „Wir haben inzwischen festgestellt, daß in 28 Tagen Entenküken ausgebrütet werden, Hühner brüten dagegen nur 21 Tage."

Der Vorsitzende bekommt einen roten Kopf und schweigt.

Am nächsten Sitzungstage eröffnet der Langerichtsdirektor und anerkannte Ornithologe, wieder leicht errötend, die Verhandlung mit der Feststellung: „Es stimmt übrigens. Hühner brüten nur drei Wochen."

Sehr wahrscheinlich hätte der gründliche Jurist und gelehrte Ornithologe Ohnesorge sich nicht geirrt, wenn er nach der Brutzeit des wilden Schwans oder des Lämmergeiers der Cordilleren oder des von Bengt Berg so liebevoll beschriebenen Vogels Abu Markûb gefragt worden wäre. Aber über die Brutdauer eines simplen Suppenhuhns Auskunft geben zu sollen? Obwohl man doch als anerkannter Ornithologe gilt und außerdem in einem Prozesse sitzt, in dem sich Vertreter einer Kreuzung von Habicht und Goldfasan mit Fängen, Schnäbeln und Flügeln bekämpfen. Shocking einfach, unangebracht.



„Tauglich für Tigerjagd".

In Paris ist eine unerhörte Schwindelgeschichte ans Tageslicht gekommen. Zwei mehrfach vorbestrafte aber überaus geschäftstüchtige Schwindler namens Rosse und Sizalon gründeten vor kurzem ein „afrikanisches Reise- und Jagdbureau". In den Reklameschriften, die die beiden vornehmlich in jagdinteressierten Kreisen vertreiben ließen, wurden Vergnügungsreisen nach Afrika angekündigt, die mit Jagdausflügen auf Löwen, Tiger, Antilopen, Büffel und andere in Afrika beheimatete Tiere verbunden sein sollten. Die Kosten konnten in Teilzahlungen allerdings im voraus bestritten werden. Auf Kredit hatten sich die Beiden elegante Geschäftsräume herrichten lassen, in denen sich sogar ein kleines Afrika-Museum befand. Sizalon hatte sich eine Jägeruniform angezogen und markierte den tropenkundigen Arzt. Ohne weiteres nahm er scheinbar nicht jeden jagdbegierigen Kunden an, aber er ließ sich gut zureden gegen entsprechende Erhöhungen der Raten. Natürlich gab er dann sein Einverständnis und Urteil dahin ab: „Tauglich für die Antilopenjagd", „ausgezeichnet Tiger" oder „für Büffel wird es noch reichen". Hatte der Kunde aber schon viel bezahlt und sah er danach aus, daß er noch einiges anwenden würde, begrüßte ihn Sizalon mit den Worten: „Endlich ein Löwenjäger". Schließlich sollte die Expedition steigen. Die beiden Schwindler verpflichteten zahlreiche Hilfspersonen, Chauffeure, Mechaniker, Radiotelegraphisten und was man sonst noch in den Tropen braucht. Natürlich mußten die neu Verpflichteten erst entsprechende Kaution stellen. So gelang es den beiden Schwindlern, binnen weniger Wochen über eine Million Franken zu bekommen. Die Schulden, die sie inzwischen gemacht hatten, erreichten ungefähr die gleiche Höhe. Als Rosse merkte, daß die Bombe platzen würde, flüchtete er schleunigst in Begleitung einer Tänzerin nach Luzern. Der „kühne" Jäger Sizalon hatte freilich weniger Glück. Ein Kunde, dem die ganze Geschichte schon längst merkwürdig vorgekommen war, ließ ihn rechtzeitig festnehmen. Der beste Witz daran war, daß Sizalon gerade diesen Herrn als „tauglich für die Tigerjagd" erklärt hatte.



Jazz.



„Das ist ja eine Musik hier im Lokal — ich möchte davonlaufen!"

„Ich auch — aber der Kellner paßt zu sehr auf!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.